

ANNIKA BRYN

RABEN
NÄCHTE

Weltbild

Um sich von ihrer Schussverletzung zu erholen, fährt Kriminalkommissarin Margareta Davidsson auf die Insel Gotland, wo sie sich in einer Hütte nahe dem kleinen Dorf Buttle einquartiert. Doch noch am Hafen fällt Margareta eine junge Frau auf, die ängstlich einen Lastwagen beobachtet. Und als sie am Abend zu ihrer Hütte gelangt, macht sie einen grausigen Fund: Die Frau vom Schiff liegt tot am Waldrand. Weil die Polizei ihren Verdacht nicht ernst nimmt, beginnt sie, auf eigene Faust zu ermitteln, und stößt dabei auf düstere Dorfgeheimnisse. Sie befindet sich bereits in Lebensgefahr, denn ihre Gegner sind skrupellos - und einflussreich ...

Margareta Davidsson

1. Die sechste Nacht
2. Tatmotiv: unbekannt
3. Rabennächte

Annika Bryn

Rabennächte

Thriller

Aus dem Schwedischen von Friederike Buchinger

Weltbild

Annika Bryn, geboren 1945 ist eine schwedische Journalistin, Schriftstellerin und Krimiautorin.

Sie wuchs als Kind einer Schwedin und eines Norwegers, der im Widerstand gegen die deutsche Besatzung gekämpft hatte, in Schweden auf. Bereits im Alter von neun Jahren fing sie mit dem Schreiben an. Ihr größtes Interesse galt dabei psychologischen Charakterstudien. Sie studierte Komparatistik, Film, Soziologie und Theaterwissenschaften. Heute lebt und arbeitet sie als freischaffende Journalistin in Stockholm.

Die schwedische Originalausgabe erschien unter dem Titel Morden i Buttle.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by Annika Bryn

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2007 by Penguin Random House Verlagsgruppe
GmbH, München

Übersetzung: Friederike Buchinger

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

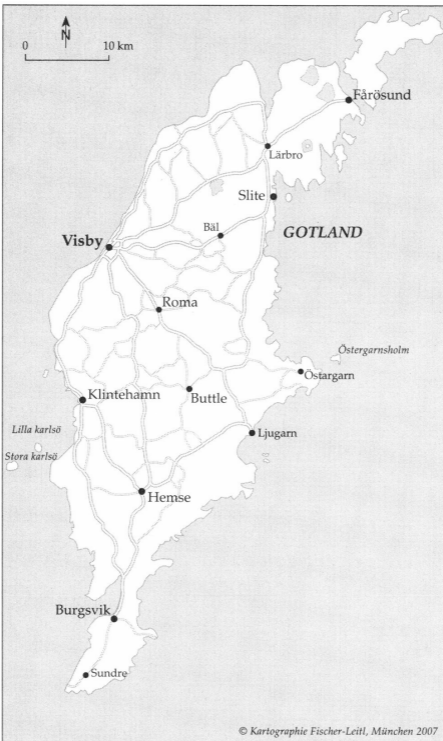
Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-113-5

»Jede Nacht und jeden Morgen
Wachen manche auf in Sorgen.
Jeden Morgen, jede Nacht
Zum Entzücken wer erwacht.
Manche sind zum Entzücken erwacht,
Manche geboren zu endloser Nacht.«

(Weissagungen der Unschuld. in: W. Blake, Zwischen Feuer und Feuer.
hg. und übers. von Thomas Eichhorn, dtv, 4. Aufl. 2003, S.175)





Frank Behlin stand im hinteren Teil des Laderaums auf dem Truck. Es war kalt, und er fror. Er beendete das Gespräch, das er mit seinem Handy führte, hauchte in seine Hände und sah auf die Uhr.

Er hatte beide Anrufe erledigt und lag immer noch gut in der Zeit. Das erste Gespräch war wie erwartet verlaufen, er hatte seinem Kontakt auf Gotland nur eine kurze Nachricht zukommen lassen. Das andere bereitete ihm Sorgen. Es war ein weiterer Unsicherheitsfaktor aufgetaucht, um den er sich über kurz oder lang vielleicht kümmern musste.

Es war natürlich möglich, dass er übertrieb. Die Geschäfte liefen gut, und niemand hegte auch nur das geringste Misstrauen, weder gegen ihn noch gegen das Transportunternehmen, aber er durfte sich keine Nachlässigkeit erlauben. Die Geschäfte waren lukrativ, eben weil sie gefährlich waren.

Er überprüfte ein letztes Mal das Bündel und die schwarze Kiste mit der Ausrüstung, machte das Licht aus, zwängte sich an den Paletten vorbei, die den hinteren Teil des Laderaums von der offiziellen Last trennten, öffnete die Hecktür und sprang auf den Boden. Dann schloss er sorgfältig hinter sich ab.

Der Laster stand auf einem einsamen Waldweg in einer Kurve, versteckt hinter einem Fichtendickicht. Von der Autobahn war er nicht zu sehen. Hinter den Bäumen rauschte monoton der Verkehr vorbei. Die Luft war frisch und der Himmel bewölkt. Noch war der Frühling nicht bis Stockholm vorgedrungen, aber weiter südlich auf der Insel Gotland hatte er schon begonnen und Schneeglöckchen und Hyazinthen drängten in der warmen Sonne unter dem Südgiebel der weißen Villa ans Licht. Evas Haus. Der Gedanke an sie hob seine Stimmung. Die Zeit verging, und das Leben ging weiter. Dass die Jahreszeiten wechselten, wie sie es immer getan hatten, stärkte ihn in der Überzeugung, dass die Natur sich nicht im Mindesten um das scherte, was er vorhatte. Gab es einen Gott, dann hatte er anderes zu tun.

Er kletterte auf den Fahrersitz, zündete sich eine Zigarette an und startete den Motor. Der erste und einzige Halt vor der Überfahrt lag

etliche Kilometer südlich. Er fragte sich, ob er seinen Kontakt noch einmal anrufen sollte, um die Situation zu besprechen, aber er entschied sich, selbst die Verantwortung dafür zu übernehmen. Er war derjenige, der dieses Geschäft betrieb. Tauchte ein Problem auf, was vielleicht schon bald der Fall war, konnte er sich ebenso gut allein darum kümmern.

Routiniert wendete er den Laster, wechselte die Spur und reihte sich problemlos in den fließenden Verkehr ein. Er hielt die gesetzliche Höchstgeschwindigkeit ein und schnüffelte nicht am Hintern von irgendwelchen Familienkutschen. Er war seit vorgestern nicht mehr in der Kneipe gewesen, er war ausgeschlafen und nüchtern und hatte jeden Gedanken und jeden Muskel vollkommen unter Kontrolle.

Er schaltete das Radio ein. Winkte grinsend einem kleinen Jungen zu, der ihn mit großen Augen aus einem kleinen Minibus anstarrte. Zwei Nächte und ein Tag auf Gotland lagen vor ihm. Eva erwartete ihn nicht vor zehn Uhr abends, also hatte er reichlich Zeit. Und wenn er am Freitag nach Stockholm zurückfuhr, würde der Wagen leer sein.

Das Leben war faszinierend. Es gab ein Vorher und ein Nachher. Jetzt im Augenblick war es Vorher. Er sog den Rauch tief in die Lunge, blies ihn wieder aus und blickte über die Autobahn, die sich vor ihm ausbreitete und die Landschaft wie ein Keil durchschnitt.

In Gedanken ging er noch einmal den Treffpunkt durch und runzelte die Stirn. Etwas an dieser Stimme hatte ihn gestört. Er öffnete das Handschuhfach, nahm ein Senkblei heraus und steckte es in die Tasche, um es griffbereit zu haben. Er hatte sich schon lange nicht mehr verteidigen müssen. Aber er war dazu bereit, falls es nötig werden sollte.

Zwanzig Minuten später war er da. Der Mann, den er treffen sollte, wartete in einer Nebenstraße. Er war groß und kräftig, trug Jeans und einen Popelinblouson. Sein Haarwuchs war spärlich, sein Nacken breit und kräftig. Sein ganzer Oberkörper schien überdimensioniert, unförmig. So, wie er die Straße auf und ab wanderte, die Hände in den Taschen, sah er aus wie tausend andere Männer auch.

Er war nervös. Kein gutes Zeichen.

Frank fuhr an den Straßenrand und hielt an. Rutschte über den Sitz und stieg auf der anderen Seite aus. Lächelte den Mann an.

»Wie sieht's aus?«, fragte er.

Er war über einen Kopf kleiner als sein Gegenüber, aber das kümmerte ihn nicht. Der Mann beendete seine rastlose Wanderung, blieb stehen und sah auf ihn herunter. Sein Gesicht war rot und aufgedunsen.

»Nein«, sagte er schroff.

»Nein? Was heißt nein?«, fragte Frank und zündete sich die nächste Zigarette an.

»Einfach nein. Nicht mehr.«

Frank nickte nachdenklich.

»Okay. Obwohl das natürlich ein bisschen spät kommt.«

»Das ist ja wohl scheißegal!«

»Ja, das ist es wohl.«

Er lehnte sich an den Laster und nickte Richtung Hecktür.

»Willst du nicht wenigstens mal rein und einen Blick drauf werfen?«

»Ist es da drinnen?«, fragte der Mann und starrte wie hypnotisiert auf das Türschloss.

»Alles ist da drinnen.«

Es entstand eine angespannte Stille. Der Mann schluckte und sah den Laster an als wäre er radioaktiv. Fluoreszierend. Voller Verachtung verfolgte Frank seinen Kampf. Er fragte sich vage, was diese Kursänderung bewirkt haben mochte, aber eigentlich interessierte ihn das nicht weiter. Flüchtige Bilder des Dicken, wie er zu Hause vor dem Fernseher saß und über das Leben und sich selbst grübelte, zogen an ihm vorbei. Vielleicht war er erlöst worden. Vielleicht hatte er eine gute Frau kennen gelernt.

Plötzlich bemerkte er angewidert, dass dem Mann Tränen in den Augen standen. Er schnippte die Zigarette weg, trat sie aus und machte einen Schritt auf ihn zu.

»Na na, das geht doch nicht«, sagte er fast freundlich. »Hier können wir doch nicht stehen und weinen. Komm, lass uns ein Stück gehen.«

Er drehte sich um und ging in den Wald, hinter sich hörte er schwere Schritte. Einige Meter weiter hinter einem Gestrüpp blieb er stehen. Er deutete mit dem Kopf auf einen alten Baumstumpf. Der Mann setzte sich, ließ sich fast fallen, sein Hintern prallte mit einem dumpfen Schlag auf das

moosige, schräg abgesägte Holz, und er spannte die Waden- und Oberschenkelmuskeln an, um nicht auf den Boden zu rutschen.

»Ich weiß nicht, was los ist«, schniefte er. »Heute Morgen stand ich zu Hause in der Diele vor dem Spiegel. Stand einfach da und habe mich selbst angesehen. Plötzlich wurde mir klar, wie groß ich bin. Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Große Hände. Verfluchte, fette Beine ...« Er wimmerte und verstummte.

Diese Worte auszusprechen, schien ihm geradezu Schmerzen zu bereiten. Noch einmal wimmerte er gequält und bohrte sich die Fingernägel in die Stirn. Es blieben feuerrote Abdrücke zurück.

»Ich geh da nicht rein«, schluchzte er. »Ich will es nicht sehen. Fahr nach Hause!«

Frank seufzte.

»Vielleicht«, sagte er. »Vielleicht.«

Er legte dem Mann die Hand auf die Schulter und drückte sie tröstend. Griff nach seinen Haaren und schüttelte leicht seinen Kopf vor und zurück. Der Dicke weinte immer noch und ließ ihn willenlos gewähren.

Frank zog das Senkblei aus der Tasche und schlug zu. Er war klein, aber muskulös und durchtrainiert. Sein Opfer sackte lautlos zusammen, fiel nach vorn, mit dem Kopf auf die Knie. Zwischen Jacke und Haaransatz leuchtete sein roter Stiernacken. Frank ging in die Knie und hob den kraftlosen Kopf an, legte den linken Arm um den Kehlkopf des Mannes und drückte zu. Er hielt den Griff gerade so fest, um den Blutfluss zum Hirn zu unterbrechen, bis er wusste, dass es vorbei war.

So an sein Opfer gefesselt verharrte er einige Minuten. Mit leerem Blick starrte er auf ein Gestrüpp, dachte an gar nichts, lauschte auf den Verkehr auf der Autobahn. Der Mann, den er festhielt, roch nach Kaffee und Schweiß.

Schließlich löste er den Griff. Der Dicke fiel ungebremst rückwärts vom Baumstumpf und schlug mit dem Kopf auf einen Stein. Verletzte sich die Haut an der Schläfe. Seine blassblauen Augen starrten in den grauen Himmel. Frank hätte gerne in sie hineingeblickt und darüber nachgedacht, dass ein Mensch, der noch vor ein paar Sekunden existiert hatte, plötzlich weg war. Hätte gern versucht, ein Gefühl dafür

zu bekommen. Aber er sah sich nur kurz um, packte den Toten unter den Armen und schleifte ihn tiefer in den Wald hinein.

Die Leiche war schwer, aber Frank verschränkte ihre Arme, nahm die Beine zur Hilfe und duckte sich. Er zog den Toten fünfzig Meter weit zwischen die Bäume, blieb stehen und sah sich wieder um. Niemand war zu sehen. Das hier war kein schöner Wald, kein Ort, an dem man spazieren ging, und abgesehen davon war es kühl und es wehte ein schneidender Wind. Seine Hände hätten blau gefroren sein müssen, aber das Adrenalin rauschte durch seinen Körper, ließ das Blut schneller fließen und hielt ihn warm.

Der Platz, den er gefunden hatte, war nicht optimal – eine mit Farnen zugewucherte Senke hinter dünnen Zweigen. Es roch feucht und modrig, und sicher würde bald ein Hund die Leiche aufstöbern. Aber es bestand keine Verbindung zu dem Truck. Trotzdem war es ärgerlich, dass es ihm nicht gelungen war, den Mann in den Lastraum zu locken, dann hätte er die Sache auf Gotland zu Ende bringen können.

Er ging in die Hocke und durchsuchte die Taschen seines Opfers. Nahm seine Brieftasche. Er fand tausend Kronen in Scheinen, die er behalten wollte, und eine Kreditkarte, die er sicher nicht benutzen würde, aber erst einmal steckte er alles zusammen in seine Jackentasche.

Schließlich warf er einen letzten Blick auf den Mann, ging zurück zum Weg und pinkelte an einen Baumstamm. Er hatte die Situation völlig im Griff und keine Eile. Er kehrte zur Hecktür des Lasters zurück, überprüfte das Schloss, lehnte sich dagegen und lauschte. Drinnen herrschte Stille. Er steckte sich noch eine Zigarette an und sah sich um. Schließlich kletterte er wieder auf den Fahrersitz.

Als er den Motor angelassen hatte, spürte er, wie der Adrenalinpegel langsam wieder sank. Einen Moment blieb er ganz ruhig sitzen und beobachtete seine eigenen Reaktionen. Er fühlte eine unbehagliche Leere. Es war, als öffne sich irgendwo im Raum ein schmaler, schwarzer, wabernder Schacht, dessen Öffnung direkt auf ihn zuschwebte. Verlockend und erschreckend zugleich. Er erwartete fast, den heulenden, synthetischen Laut einer anderen Welt zu hören.

Der Wald zu seiner Rechten war stumm, blind und taub. Dort gab es nichts als Bäume und welkes Gras. Der Dicke war tot und lag, wo er lag.

Frank war allein.

Er schüttelte den Kopf. Adrenalinerschöpfung, sagte er sich. Und er war gar nicht allein. Er hatte Eva einen Platz in seinem Leben eingeräumt, er hatte einen Job und Pläne. Die Tage wiesen in die Zukunft.

Aber er konnte die Depression nicht aufhalten. Als er das Lenkrad drehte und aufs Gas trat, verwandelte sie sich von Unbehagen und vagem Schrecken in blanke Wut. Er sehnte sich plötzlich nach einem lebendigen Menschen, auf den er einschlagen konnte, nach jemandem, der reagierte, Angst zeigte, eine Antwort gab. Ihn an einem gewöhnlichen Märztag in Schweden in die Realität zurückholte.

Es gab keinen. Er schlug mit der Faust gegen die Windschutzscheibe, und mit gerunzelter Stirn lenkte er den Laster zurück Richtung Autobahn.

Kommt mir ja nicht in die Quere, dachte er. Kommt mir ja nicht in die Quere.

Er bog auf die Autobahnauffahrt, fädelt sich in den fließenden Verkehr ein, und machte sich auf den Weg zur Küste und zur Fähre nach Gotland.

Ein Schuss aus einer Sig Sauer war der indirekte Grund dafür, dass Kommissarin Margareta Davidsson an diesem kalten Märztag mit ihrem Auto am Kai in Nynäshamn stand und auf die Gotlandfähre wartete.

Vor fünf Monaten hatte ein inzwischen toter Mann die Kugel abgefeuert, die schräg unter ihrer linken Brust eingedrungen war, um Haaresbreite die Lunge verfehlt, das Gewebe durchschlagen und es zerfetzt hatte, ehe sie wieder aus dem Körper ausgetreten und auf dem schwarzen Blechdach liegen geblieben war. Der Schuss war aus ihrer eigenen Pistole abgegeben worden und deshalb war es eine Kugel der neuen Polizeimunition gewesen, die ein Stück ihres Körpers weggerissen und eine hässliche Narbe hinterlassen hatte.

Sie hatte so stark unter Schock gestanden, dass sie nichts davon gespürt hatte. Sie hatte geglaubt, sie müsse sterben, aber sie hatte überlebt. Sie erinnerte sich vage, dass jemand sie im Arm gehalten hatte. Fünfundvierzig Minuten nachdem der Schuss gefallen war, hatte eine Schwester im Krankenhaus ihren Pullover, Hose und Unterwäsche aufgeschnitten, hatte Blut und Schmutz von ihrem Körper gewaschen, während sie reglos dagelegen war, in die grelle Lampe des Operationssaals gestarrt und sich darüber gewundert hatte, wie unwirklich und zugleich trivial die ganze Situation gewesen war.

Die Decke hatte einen Riss gehabt, und Margareta hatte darüber nachgedacht, mit welchem Desinfektionsmittel die Lampe wohl gereinigt wurde. Eine der Krankenschwestern hatte schwach nach einer Seife geduftet, die sie nicht kannte. Sie hatte Margareta das schwarze Poloshirt vom Bund bis zum Kragen aufgeschnitten, geschickt und vorsichtig, war ihr näher gekommen und Margareta hatte die Rundungen ihres Körpers unter dem lockeren weißen Kittel erkennen können, hatte die Wärme ihres Atems gespürt. Und erst in diesem Augenblick, neben diesem fremden Menschen, war die Angst vor den Wunden zurückgekehrt. Die Angst zu schlafen, die Angst operiert zu werden.

Die Chirurgen hatten Muskelgewebe, Sehnen und Haut zusammengeflickt. Die Wunde begann zu heilen, und es hieß, sie würde

sich wieder erholen. Aber als ihr Kollege und heimlicher Geliebter Kalle sie schließlich aus dem Krankenhaus abgeholt hatte, war ihre Psyche in einer seltsamen Wartehaltung angelangt. In einem Vakuum, aus dem sie sich kaum befreien konnte.

Zu Hause war sie rastlos auf und ab gewandert, war manchmal stehen geblieben und hatte sich forschend im Spiegel betrachtet. Sie war fünfundvierzig Jahre alt, mittelgroß, ihr Gesicht war für gewöhnlich ungeschminkt und ihr Haar halblang und blond mit weißen Strähnen an den Schläfen, was ihr gut stand und ihr, wie sie fand, eine ganz neue Autorität verlieh. Aber ihr Spiegelbild hatte ihr gar nichts gesagt, nur dass sich eine Frau aus Fleisch und Blut in diesem Zimmer befand. Das Gefühl, in dem sie gelebt hatte, hatte sie an die erste Zeit nach dem Tod ihres Mannes vor fast sechs Jahren erinnert. Es hatte ein Jahr gedauert, bis sie die unfassbare Tatsache akzeptiert hatte, dass er nicht mehr da war. Und dieses Mal würde es ebenso lange dauern, bis sie begriffen hatte, dass sie ebenso gut tot sein könnte. Nicht wichtiger für die Welt als ein zusammengeknüllter Zettel im Papierkorb.

Sie spürte, dass ihr Leben endlich war. Was soll ich mit meiner Zeit anfangen?, hatte sie sich gefragt, aber nichts anderes getan, als die Möbel ihrer Zweizimmerwohnung umzustellen. Sofa an die Querwand, Sofa an die Längswand, Sofa in die Mitte des Raumes. Zum Schluss hatte sie über ihre eigene bedeutungslose Geschäftigkeit lachen müssen, war auf den Teppich gesunken und eingeschlafen.

Sie hatte keine Lust, länger in ihrer Seele zu forschen. Sobald sie die Erlaubnis erhalten hatte, war sie wieder ins Präsidium zurückgekehrt. Aber es war nicht besonders gut gelaufen. Nachdem ihr Chef Björn Alberg ihr ein paar Monate dabei zugesehen hatte, wie sie demonstrativ energisch die Korridore entlanggeeilt war, hatte er sie schließlich gezwungen, zum Frühling ein paar Wochen Urlaub zu nehmen. John und Anne Danielsson, Freunde, die sie durch ihre beiden letzten Fälle gewonnen hatte, hatten Margareta ihr Ferienhaus auf Gotland angeboten. Die enthusiastischen Beteuerungen der beiden, wie ruhig und still die kleine Gemeinde Buttle in der Mitte der Insel war, hatten in ihren Ohren zwar im Wesentlichen abschreckend geklungen, aber sie hatte sich schließlich geschlagen gegeben.

Und so war sie an diesem Mittwochnachmittag nach Nynäshamn aufgebrochen und hatte ihre Zweizimmerwohnung in Vasastan, Kalle und das Polizeipräsidium hinter sich gelassen. Jetzt war es halb fünf, und hier, am Kai in ihrem Auto wartend, war sie miserabler Laune und fühlte sich noch einsamer und isolierter als bisher.

Unter dem wolkenverhangenen Märzhimmel trieb ein eisiger Wind das kalte raue Wasser zwischen die Landzungen hindurch zur Ostsee. Margareta trommelte ungeduldig mit den Fingern auf das Lenkrad, während sie die riesige, weiße Gotlandfähre betrachtete, die langsam in den Hafen einlief. Das Schiff schien sich in Zeitlupe zu bewegen, offenbar einzig und allein, um sie in den Wahnsinn zu treiben.

Alles dreht sich um das Gleichgewicht, dachte sie. Gleichgewicht, Erinnerung und Gefühle. Was man in die Hand gelegt bekommt, die man der Welt entgegenstreckt. Was man selbst geben darf. Ein liebevoller Blick, der nicht mehr da ist, eine Stimme, die verstummt ist und nicht mehr antwortet. Wie kann man zurück gelangen, wenn man erst einmal aus der Bahn geworfen worden ist? Wenn der Rhythmus und die Kette gebrochen sind? Wenn jede Wahl, die man trifft, falsch ist, weil man die Richtung verloren hat und alles Selbstverständliche sich außer Reichweite zu befinden scheint?

Sie drehte sich auf dem Fahrersitz, um ein interessanteres Anschauungsobjekt als die Fähre zu finden, und sofort spürte sie ein heftiges Stechen in der Narbe. Die alte Wunde zog und pochte noch immer gelegentlich. Anfangs hatte sie noch über eine Art plastische Operation nachgedacht. Aber als sich der Schock über den Verlust eines Stücks ihres Körpers gelegt hatte, hatte sie sich an ihr neues Aussehen gewöhnt. Jetzt empfand sie es nur noch als unnötige Anstrengung, Zeit und Energie auf ihre Verletzung zu verschwenden. Die Narbe war ein Teil von ihr geworden.

Zirka dreißig Autos standen neben und hinter ihr am Kai und warteten darauf, an Bord fahren zu dürfen. Die meisten Passagiere warteten aufgrund des Wetters in ihren Wagen, nur einige wenige vertraten sich draußen die Beine. Eine junge blonde Frau in Jeans und grauer Jacke, die draußen rauchte und verträumt – oder war es vielleicht abwesend? – zum Terminal hinüberschaute, fiel ihr besonders

auf.

Plötzlich drehte das Mädchen den Kopf und blickte über das Wasser. Margareta folgte neugierig ihrem Blick und bemerkte zwei Lastwagen, die weiter vorn an der Kaimauer parkten. Ein Postauto und ein grauer Laster mit der Aufschrift »Bergenheims Transport«. In der Nähe der beiden Trucks lief ein Mann ungeduldig auf und ab. Er war zu weit weg, um sein Gesicht zu erkennen, aber klein und drahtig wie er war, sah er aus wie ein Jockey. Klein, sehnig und muskulös. Immer wieder verschwand er hinter einem der Container, um kurz darauf ein Stück weiter weg wieder aufzutauchen. Margareta nahm den Rest der Schlange in Augenschein und entdeckte einen Pferdetransporter. Gut möglich, dass er dazugehörte.

Als sie den Kopf wieder zurückdrehte, sah sie, dass das Mädchen ein paar Schritte auf die Kaimauer zu gemacht hatte und zehn Meter vor Margaretas Kühler stehen geblieben war. Einige Minuten stand das Mädchen da und schien mit sich selbst zu kämpfen. Sie schien etwas vorzuhaben – mit dem Jockey reden? Oder, dachte Margareta beunruhigt, will sie sich ins Wasser stürzen, findet aber nicht den Mut dazu?

Offensichtlich gelang es ihr nicht, die nötige Entschlossenheit aufzubringen für das, was sie tun wollte. Zu Margaretas Erleichterung drehte sie sich wieder um, verließ die Absperrgitter und ging zum Terminal, woraus Margareta schloss, dass sie kein eigenes Auto hatte. Sie schaute ihr nach, bis sie verschwunden war.

Die Fähre hatte inzwischen gewendet und rückwärts am Kai angelegt. Enorme Trosse wurden ausgerollt, und zwei Männer vertäuten sie an Land. Vier Angestellte der Reederei lachten und unterhielten sich, während die Fahrzeugrampe unendlich langsam heruntergelassen wurde. Dann durften die Wartenden an Bord fahren.

Erstaunlicherweise kletterte der Jockey gelenkig in den Lastwagen und nicht in das Auto, das den Pferdehänger zog. Er ließ den Motor an und schloss sich dem Postlaster an, der als erster an Bord fuhr. Margareta landete auf der linken Rampe und parkte ihr Auto ganz vorn. Ein langer Strom Autos folgte, und die Motoren hallten zwischen den Metallwänden. Sie kurbelte die Scheibe hoch, stieg aus, schloss den

Wagen ab und ging zur Treppe. Ein Schild besagte, dass das Autodeck während der Überfahrt geschlossen blieb.

Froh darüber, sich wieder bewegen zu dürfen, nahm sie den Aufzug und fuhr ins Bordrestaurant. Die nicht motorisierten Reisenden kamen ebenfalls aus ihrem Terminal. Kinder tobten herum, Hunde zerrten aufgeregt an ihren Leinen und alle suchten sich einen guten Platz. Margareta steuerte auf einen freien Fenstertisch zu, legte ihre Tasche ab und zog ihre lange graublaue Strickjacke aus, die sie über ihren nicht mehr ganz neuen Jeans und einem langärmeligen weißen T-Shirt trug.

Das Schiff setzte sich in Bewegung und entfernte sich langsam vom Kai, Meter für Meter. Die Gangway, der die Reisenden auf die Fähre führte, war losgemacht worden und ragte nun vom Terminalgebäude ab, wie ein Arm, dem man die Hand abgehackt hatte. Sie endete hoch oben über dem Wasser im Nichts. Es gab keinen Zaun und auch sonst keine Absperrung. Als sie den Blick senkte, sah sie, dass die Kaimauer einen rostigen Blechbeschlag hatte. Sie stellte sich vor, wie es wäre, von dort oben durch die Luft nach unten zu segeln in dem Wissen, dass es keine Chance gab zu überleben. Seit dem Attentat hatten ihre Gedanken die Tendenz, um morbide Dinge zu kreisen.

Sie verbannte die Vorstellung aus ihren Gedanken, reihte sich in die Schlange vor der Cafeteria ein und entschied sich für fettige Hackfleischbällchen mit Preiselbeeren und Bratkartoffeln. Als Alternative gab es fettige, panierte Fischfilets mit Kartoffelbrei und Gurke.

Die junge Frau vom Kai stand weiter vorn in der Schlange. Sie hielt den Kopf gesenkt, betrachtete die Salatauswahl und konnte sich offenbar nicht entscheiden. Aus der Nähe war deutlich zu erkennen, dass sie eigentlich ein hübsches Gesicht hatte, aber sehr besorgt aussah und mit den Gedanken weit weg war.

Margareta beobachtete sie mit neuem Interesse. Das Mädchen war schlank und etwa fünfundzwanzig Jahre alt. Sie hatte noch immer ihre Jacke an, also fror sie offenbar. Die Jacke war offen, darunter trug sie ein dickes, weißes Poloshirt und verwaschene, hellblaue Jeans. Ihr Gesicht war blass, und ihr blondes, halblanges Haar lag am Kopf an. Ganz anders als der störrische Wuschelkopf, mit dem Margareta zu kämpfen hatte.

Eine große, hellgraue Lederumhängetasche. Die Hände, die das Tablett hielten, waren schmal mit langen, geschickten Fingern. Es war unmöglich zu erraten, welchem Beruf sie nachging.

Margareta suchte automatisch die Cafeteria nach dem Jockey ab. Hatte das Mädchen über Selbstmord nachgedacht oder hatte sie vorhin am Kai wirklich etwas Wichtiges mit ihm besprechen wollen? War er ihr Freund? Oder arbeiteten sie vielleicht für dieselbe Firma und sie verdächtigte ihn des Betrugs? Oder führte sie selbst etwas Böses im Schilde und war beunruhigt, weil er sie gesehen hatte?

Kein jockeyähnlicher Fahrer weit und breit. Das Mädchen entschied sich für Krabbensalat, wartete geduldig, bezahlte und verschwand dann nach achtern an einen freien Fenstertisch. Margareta bezahlte ihr eigenes Essen und ging zurück an ihren Platz, wo sie sich so hinsetzte, dass sie ihre Beute im Blick hatte.

Berufskrankheit, dachte sie selbstkritisch. Überall Probleme entdecken und Muster erahnen, wo vermutlich gar keine sind. Und wenn das Mädchen die Kaffeekasse veruntreut hatte, was dann? Sicher arbeitete sie für einen Hungerlohn und hatte einen Chef, der sie schikanierte.

Nichts Besonderes geschah. Die junge Frau aß und begann anschließend, in einem Taschenbuch zu lesen. Offensichtlich gelang es ihr nicht, sich zu konzentrieren, denn nach wenigen Minuten legte sie das Buch beiseite und blickte auf das Meer hinaus.

Margareta bekam plötzlich ein schlechtes Gewissen. Das Mädchen hatte keine Ahnung, dass ihr gegenüber jemand saß, der versuchte, ihr in den Kopf zu schauen. Dabei hatte Margareta in ihrem eigenen Kopf selbst genug zu beobachten. Sie aß auf, nahm ihre Jacke, hängte sich die Tasche über die Schulter, brachte das Tablett zurück und begab sich auf einen Rundgang, um das Schiff zu erkunden.

Die Fähre war riesig. Margareta schaute durch das Panoramafenster im Salon auf das imposante Meer und den seidig glänzenden Himmel. Dann ging sie die Treppe hoch in den mittleren Sektor. Auf diesem Deck gab es etliche Innen- und Außenkabinen. Vielleicht wäre es gar keine schlechte Idee, irgendwann mit Kalle in einer solchen Privatkabine ganz vorn im Vorschiff zu reisen. In aller Ruhe essen, ein wenig schlafen. Die

Aussicht genießen.

Sie ging zurück ins Treppenhaus und durch die Glastüren hinaus auf das Deck. Draußen war es eisig kalt. Ein paar Hartgesottene standen an der Reling, blickten fasziniert auf das Wasser und ließen sich den Wind um die Nase wehen. Andere saßen vor der Wand auf dem Boden oder standen hinter einem Windfang aus Plexiglas und rauchten, denn in den Innenräumen herrschte Rauchverbot und es gab keine Bänke.

Margareta ging weiter zum Achterdeck und auf die andere Seite des Schiffes, wo sie beinahe mit dem Lastwagenfahrer zusammenstieß, der an der Wand stand und rauchte. Sie zuckte zusammen, machte einen Schritt zurück und bekam ganz unerwartet die Gelegenheit, ihn aus der Nähe zu betrachten. Er war mindestens fünfzehn Jahre älter als die junge Frau in der grauen Jacke und ein paar Zentimeter kleiner als Margareta selbst. Das Gesicht unter den dunklen Haaren hatte markante Züge, war braun gebrannt und wettergegerbt, er trug eine alte Militärjacke und Tarnhosen, sein Körper war mager und drahtig. Als sie an ihm vorbeiging, sah sie ihn wachsam an und einen Sekundenbruchteil begegneten sich ihre Blicke.

Irgendetwas an der Art, wie er sie überlegen musterte, ließ ihr das Blut in den Adern gefrieren. Das war ein Blick, den sie kannte, einer, den sie schon viel zu oft gesehen hatte. Der Blick eines Mannes, der etwas zu verbergen hat. Eines Mannes, dessen Misstrauen und Aggressivität unter der Oberfläche lauerten, jeder Zeit bereit hervorzubrechen, weil er schon lange nicht mehr das Gefühl hatte, sich für irgendetwas rechtfertigen zu müssen. Er sah lebensgefährlich aus. Er hob die Brauen. Die Art wie er dort stand, lässig, aber allzeit zum Angriff bereit, ließ sie an ein ruhendes Raubtier denken. Er strahlte Bosheit und Gefahr aus, die sie wie eine Windbö traf.

Dann war sie an ihm vorbei. Sie fühlte, wie sein durchdringender Blick auf ihrem Rücken brannte. Ohne den Schritt zu beschleunigen oder sich umzudrehen, ohne zu denken, ging sie zurück in die Wärme des Schiffes und rannte fast zum Restaurant.

Zwei schmutzige junge Männer in dunkelblauen Uniformen saßen hinter dem Informationstresen. Entschlossen unterdrückte Margareta die quengelnde innere Stimme, die anfang, ihr Einwände vorzujammern,

steuerte geradewegs auf einen der beiden Männer zu und zog ihn ein paar Meter auf die Seite, während sie ihre Tasche öffnete.

»Ich heiße Margareta Davidsson und bin Kriminalkommissarin. Ich möchte, dass sie das Autodeck für mich öffnen«, sagte sie leise aber nachdrücklich und zeigte ihm ihre Dienstmarke.

Seine Augen weiteten sich vor Überraschung.

»Ja?«, sagte er verständnislos. »Haben Sie etwas im Auto vergessen, oder ...?«

Die Gelegenheit, einfach ja zu sagen, war verführerisch, aber vermutlich würde er doch die ganze Zeit neben ihr stehen bleiben, warten und begreifen, dass sie herumschnüffelte.

»Nein, ich muss einen Lastwagen überprüfen.«

»Einen ...? Warum? Ist etwas vorgefallen?«

»Nicht, dass ich wüsste. Ich habe lediglich etwas entdeckt, das ich mir genauer ansehen möchte. Okay?«

Sie schaute ihn ruhig und fest an. Er zögerte und betrachtete erst ihre Marke, dann die auffällige Leere, die sie umgab. Sie konnte seine Gedanken erraten: Kommen Polizisten für gewöhnlich nicht immer im Doppelpack? Sie verfluchte seine Langsamkeit und warf einen Blick in Richtung Deck. Sie fürchtete, der Fahrer könnte ihr jeden Moment auf die Schliche kommen.

»Ist die echt? Ist das ein Fall, an dem Sie arbeiten, oder ...?«, fragte der Jüngling.

»Die ist echt und Sie dürfen mich auch begleiten. Können wir jetzt gehen?«

Seine Neugier siegte. Er flüsterte seinem Kollegen etwas zu und führte sie zum Aufzug. Sie fuhren zusammen nach unten, er schloss die Tür auf und zeigte ihr, wo der Lastwagen stand.

Das Postauto, der Truck und der Pferdetransporter parkten nah beieinander. Sie konnte die Pferde hören, die sich in dem engen Anhänger bewegten, und sie sah einen großen, braunen Kopf mit dunklen Augen, der sie neugierig durch ein schmales Fenster musterte. Über dem ganzen Deck lag der Geruch von Pferdemist. Dem Pferd musste unendlich langweilig sein, und ihr kam der Gedanke, wie es wäre, wenn alle Passagiere auf diese Weise nach Gotland transportiert

würden, in einer Siebzigzentimeterbox stehend, an einer Stange angebunden. Mit dem jungen Mann auf den Fersen ging sie weiter zum Heck des Lasters.

»Sehen Sie nach, ob jemand im Führerhaus ist«, bat sie ihn.

Er verschwand und sie hörte ihn an die Fahrertür klopfen. Währenddessen untersuchte sie das Schloss der Hecktür, das in Ordnung zu sein schien, kontrollierte die Reifen und das Chassis. Der Junge kam zurück.

»Leer«, sagte er.

Sie nickte abwesend und ging einmal um den Laster herum. Die Seitenwände waren solide, keine Plastikplane. Sie zog sich hoch und blickte durch das Seitenfenster in die Fahrerkabine. Nichts zu sehen außer einer Abendzeitung und einer leeren Zigarettenschachtel auf dem Beifahrersitz. Offenbar war er Kettenraucher. Sie stieg wieder hinunter und schaute noch einmal unter den Laster. So weit sie erkennen konnte, war auch dort nichts zu finden.

Schließlich stand sie wieder vor der Hecktür. Sie hätte sie am liebsten geöffnet um nachzusehen, was sich im Innern verbarg. Die Tür war raffiniert verriegelt, aber offensichtlich nicht abgeschlossen. Für einen Augenblick zog sie in Erwägung, den hartnäckigen Zeugen loszuwerden, der neben ihr stand und sie andächtig anstarrte. Dann hätte sie einen Blick in den Laderaum des Trucks werfen können.

Sie bückte sich und nahm das untere Ende des einen Türflügels genau unter die Lupe. Die Lackierung war abgeschabt und schmutzig, und ganz dicht an der Ritze, wo die Türen sich trafen, war ein sehr kleiner, dunkelroter Fleck zu erkennen. Als hätte sich jemand an der Metallkante die Haut aufgeschürft und einen einzigen Tropfen Blut verloren.

Der Fleck sprang ihr geradezu ins Auge. Der Informationsknabe wartete gespannt auf ihren nächsten Schritt.

Sie suchte in ihrer Tasche nach einem Notizblock, riss ein Blatt ab, faltete es und kratzte den roten Fleck mit einer Nagelschere ab. Es waren nur ein paar kleine, leichte Schuppen, kaum sichtbar. Sie faltete das Papier, bis die rote Substanz ganz geschützt war, notierte sich auf einem anderen Zettel Kennzeichen und Automarke des Lasters sowie

den Namen des Führunternehmens.

»Suchen Sie nach Blut? Was hat er angestellt?«, fragte der junge Mann beeindruckt.

»Nichts, was ich schon wüsste. Der Laster hat mich lediglich an etwas erinnert, und es ist immer besser, auf der sicheren Seite zu sein.«

Sie schwiegen ein paar Sekunden. Sie war fertig, aber trotzdem wollte sie noch nicht gehen. Routiniert legte sie die Handfläche auf die Tür, vorsichtig, als erwarte sie, sich die Finger zu verbrennen, hielt ihr Ohr an das Metall und lauschte. Sie wusste nicht, was sie zu hören hoffte – eine Bewegung? Eine tickende Bombe?

Kein Laut drang nach außen. Drinnen herrschte Totenstille. Widerwillig zog sie die Hand zurück, richtete sich auf und heftete ihren Blick auf den jungen Mann.

»Ich bitte Sie, das, was Sie eben gesehen haben, mit absoluter Diskretion zu behandeln«, sagte sie.

Er nickte eifrig.

»Selbstverständlich! Brauchen Sie für das da eine Plastiktüte?«

Sie gab einen zustimmenden Laut von sich. Dann fuhren sie wieder nach oben, und er besorgte ihr eilig eine kleine Tüte aus der Cafeteria. Margareta trat ungeduldig von einem Bein auf das andere, wieder in Sorge, der Jockey könnte um die Ecke biegen und intuitiv begreifen, was sie getan hatte. Sie schrieb sich den Namen des Informationsknaben auf, ging auf die Damentoilette, steckte das kleine Paket und den Zettel in die Tüte und verstaute alles zusammen in ihrer Handtasche.

Als sie aus der Kabine kam, blieb sie einen Augenblick vor dem Spiegel stehen und atmete durch. Das unbehagliche Gefühl wollte nicht verschwinden. Sie versuchte, den Zwischenfall auf dem Autodeck hinter sich zu lassen, Muskel für Muskel zu entspannen, und betrachtete ihr Gesicht, während sie darauf wartete, ihr inneres Gleichgewicht wieder zu finden.

Sie war blass, aber ihr Blick war wachsam, konzentriert und kompetent und verriet nichts über den Aufruhr in ihrem Inneren. Mein Hirn läuft Amok, dachte sie. Lag es am Stress? An der Angst davor, nichts zu tun zu haben, einfach dazusitzen und den eigenen Gedanken

ausgeliefert zu sein?

Eine lebhaft Phantasie kann auch ein Handicap für einen Polizisten sein, hatte ein Lehrer an der Polizeiakademie früher einmal gesagt. Man sieht zu viele Möglichkeiten und verrennt sich in zehn Richtungen gleichzeitig. Auch die eigene Intuition kann ein schlechter Ratgeber sein. Man muss von konkreten Fakten ausgehen, sonst gar nichts.

Und genau aus diesem Grund fuhr sie in ein fremdes Ferienhaus in Buttle, Gotland – um dieses impulsive Benehmen wieder abzustellen. Sie schnitt sich selbst eine Grimasse, ging hinaus, kaufte am Kiosk eine Abendzeitung und setzte sich wieder an ihren alten Tisch. Dennoch, ihre Intuition behielt meistens Recht, aber mehr konnte sie jetzt nicht tun. Wenn eine Bombe hoch ging, ging eine Bombe hoch.

Die Zeitungslektüre bot nichts Neues. Es ging um die EU, um Drogenschmuggel, Kronprinzessin Viktoria, den wachsenden Alkoholkonsum der Schweden, zwei verschwundene Kleinkinder, einen Polizisten, der seine Frau umgebracht hatte, den kommenden Grand Prix und ein Seifenopern-Starlet, das mit seinem Freund Schluss gemacht hatte, obwohl sie sogar zu Gunsten hungernder Kinder im Sudan öffentlichen Sex im Brunnen am Sergels Torg gehabt hatten.

Sie konnte es nicht lassen, einen verstohlenen Blick auf den Tisch der jungen Frau zu werfen. Das Mädchen saß noch dort, aber jetzt hatte sie ihre Jacke ausgezogen und las ruhig in ihrem Buch.

Der Jockey war nirgends zu sehen.

Ida

Ida hatte die halbe Nacht gekämpft. Das, was sie gerade durchmachte, hatte sie sich nicht vorstellen können. Sie hatte Angst vor den Schmerzen gehabt, aber das hier war viel, viel schlimmer als irgendetwas anderes. Sie konnte nicht einmal fassen, dass es solchen Schmerz überhaupt gab. Jemand flüsterte ihr zu, wie tüchtig sie war, weil sie nicht schrie, aber sie konnte gar nicht schreien. Sie war viel zu schockiert.

Jetzt, dachte sie. Dieser Augenblick war noch nie zuvor da und er wird auch nie zurückkommen. Ich bin mitten im Jetzt.

Sie hatte das Gefühl, ihr ganzes Selbst würde geweitet und erreichte eine äußere Grenze. Es gab eine wogende, unsichtbare Linie ein kleines Stück außerhalb ihres Selbst, wie die dünne Haut einer Seifenblase, und sie schwebte mitten in dieser Hülle. Eine Haut, die ihr noch nie zuvor bewusst geworden war, die sie aber jetzt, wo ihr Körper sie streifte, deutlich wahrnahm. Sie wuchs und füllte die Blase aus, erreichte ihre Grenze und spürte, dass dahinter der Tod wartete.

Sie berührte den Tod. Sie spürte die Grenze ihres eigenen Lebens.

Verzweifelt umklammerte sie das Kopfende des Bettes, presste, drückte, und etwas in ihr bewegte sich, glitt abwärts, trat und rutschte aus ihrem Körper.

Eine Woge der Erleichterung und Freude überrollte sie, und von irgendwoher schöpfte sie neue Kraft. Die Hebamme nahm das Kind in Empfang, trocknete es ab und durchtrennte die Nabelschnur.

»Ein kleines Mädchen«, sagte sie.

»Kann ich sie sehen?«, fragte Ida. »Ich will sie sehen!«

Ihre Mutter hielt ihr fest die Hand. Durch das Fenster schien die frühe Märzsonne. Die Hebamme trat an das Kopfende des Bettes, öffnete das Tuch und Ida sah zum ersten Mal ihr Kind. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl breitete sich in ihrem Bauch und Herzen aus, als Ida das kleine, weinende Gesicht sah. Sie lächelte, und Tränen liefen ihr die

Wangen hinab. Sie streckte die Arme aus, nahm das schreiende Bündel entgegen und fühlte die Wärme des kleinen Körpers an ihrer Brust. Ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit und das Bedürfnis, dieses Wesen zu beschützen, stiegen in ihr auf.

Sie sah ihre Mutter an. In ihren jungen Augen lag nichts als überwundene Angst, als Liebe und Freude, sogar Stolz. Ida fühlte sich unendlich erleichtert, und ein innerer Frieden breitete sich in ihr aus. Auch ihre Mutter weinte. Sie streichelte erst ihrer Tochter die Wange und dann dem Baby. Sie gehörten fest zusammen. Sie waren der Mittelpunkt der Welt und eine Insel im Meer der Sehnsucht nach den beiden Menschen, die auch hätten da sein sollen. Idas Vater, der bei einem Unglück vor drei Jahren von einem Baum gestürzt und ums Leben gekommen war, und Robert. Er hätte hier neben ihr sitzen und sein Kind ansehen müssen. Hätte sie in den Arm nehmen müssen.

Die Hebamme stand neben dem Bett. Zu Beginn der Geburt hatte sie verschlossen und verärgert ausgesehen, aber jetzt waren ihre Züge weich geworden.

»Na, das ging doch prima«, sagte sie. »Was für ein Glück, dass das Kind so klein ist. Das hier hätte nie passieren dürfen, aber du warst ein richtig tapferes Mädchen und jetzt hast du eine tapfere kleine Tochter bekommen. Nun müssen wir nur noch das aus dir herausholen, was noch drinnen ist, und dann wird sich deine Mutter um dich kümmern.«

Hinterher saß sie schwerfällig auf einem Stuhl und sah zu, wie Mama das Bett ordnete, das schmutzige Laken wegnahm, Ida mit warmem Wasser wusch und ein frisches Leintuch unterlegte.

»Ihr wisst, dass alle Kinder innerhalb von drei Tagen angemeldet werden müssen, oder?«, fragte die Hebamme. »Mutter: Ida Catharina Pettersson, Buttle. Vater: Robert Andersson, Altajme. Ein Kind bekommt ein Kind. Ich habe noch nie zuvor miterlebt, wie eine Zwölfjährige gebiert. Du bist sicher die jüngste Mutter, die es jemals in Buttle gegeben hat. Oder sogar auf ganz Gotland. Und der Vater ist ein fünfzehnjähriger Bengel.«

Sie schüttelte den Kopf, sah Ida ernst an und beugte sich leicht vor. »Jetzt musst du mir etwas sagen. Wie konnte das passieren? Hat er dich gezwungen? Du kannst es mir sagen. Es ist gegen das Gesetz, kleine

Mädchen zu solchen Sachen zu zwingen, verstehst du? Auch wenn du schon fast so weit entwickelt bist wie eine junge Frau, bist du doch noch ein Kind. Und jetzt hat dir jemand die Unschuld genommen.«

Ida wurde rot und schüttelte den Kopf. Sie hielt ihr Kind fest und sehnte sich wieder nach Robert.

Sie hatte ihn schon einen ganzen Monat lang beobachtet, ehe sie sich richtig trafen. Er war älter als sie, deshalb hatten sie nie zusammen gespielt, aber sie kannten sich natürlich schon ihr ganzes Leben, so wie man sich eben kennt, wenn man in derselben Gegend aufwächst. So hatten sie begonnen, dieselben Wege zu nehmen und einmal, als sie hinter ihm herging und ihn ansah, hatte sie plötzlich ganz neue, fremde Gefühle in sich entdeckt. Es war, als liefe langsam warmes Wasser über ihr Gesicht, nach unten über ihren Bauch. Eine helle, weiche, lustvolle Wärme. Sie versuchte, dieses Gefühl wieder und wieder zu erleben, indem sie dorthin ging, wo er vielleicht vorbeikam. Sie stand hinter Bäumen und Hausecken und schaute ihm nach.

Eines Tages begannen sie, miteinander zu sprechen. Er war freundlich und fröhlich. Sie unterhielten sich über das Boot, das am Tag zuvor an der Ostküste gestrandet war, und stellten sich vor, wie es sein mochte, auf einem Schiff zu sein, das gegen die Klippen geworfen wurde. Vor allem Ida war neugierig. Sie erzählte und träumte und rätselte, wie immer, wenn sie sich für die anderen Kinder Geschichten ausdachte. Er hatte zugehört, und auf einmal, als sie eine Pause machte, war etwas geschehen.

Sie hatten nebeneinander gesessen. Und das schöne Gefühl kam zurück, stärker als je zuvor, es fiel ihr schwer zu atmen und ihr ganzer Körper begann zu zittern. Unbeholfen, aber sehnsuchtsvoll schlang er die Arme um sie, zog sie an sich, und es fühlte sich richtig an, so wie es sein sollte, aber gleichzeitig wurde sie nervös. Er hatte ungeschickt nach den Knöpfen ihres Kleides getastet. Und dann hatten sie es getan. Es war anders gewesen, als sie es sich vorgestellt hatte, und doch genauso. Sie hatte die Arme um ihn gelegt, das Gesicht an seine Wange gepresst und war ihm näher gewesen als jemals jemand anderem, außer ihren Eltern, aber mit derselben Selbstverständlichkeit und Liebe.

Und jetzt war er nicht bei ihr. Das durfte nicht sein, sie wurde

wütend.

»Wann darf ich nach draußen gehen?«, sagte sie und hörte selbst, dass sie klang wie das Kind, das sie war.

Plötzlich lächelte die Hebamme.

»Du musst wohl noch ein paar Tage liegen und dich von deiner Mutter umsorgen lassen, wenn sie zu Hause ist. Dann könnt ihr hinausgehen und den Frühling begrüßen, du und deine Kleine. Wie soll sie denn heißen?«

»Amelie Therese.«

»Das ist ein schöner Name. Du musst dich darauf einstellen, dass die anderen im Dorf dich anstarren und dass einige sagen werden, du wärest ein schlechtes Mädchen gewesen, so wie sie schon in der Schwangerschaft gestarrt und getuschelt haben. Nimm es dir nicht zu sehr zu Herzen. Es ist, wie es ist, und jetzt ist es daran, das Schlechte wie das Gute anzunehmen und in Zukunft artig zu sein.«

Sie wandte sich an Idas Mutter.

»Ich habe mit seinem erwachsenen Bruder gesprochen, Johannes. Niemand bestreitet die Vaterschaft, und die Familie ist auch bereit, Ida und dem Kind einen Betrag zukommen zu lassen. Aber ich kann nicht verstehen, warum man keine Verlobung und spätere Heirat in die Wege leitet. Angeblich sind die Kinder zu jung, und es könne erst etwas daraus werden, wenn Robert studiert hat. Studiert! Er ist ein guter Junge, aber ein Bücherwurm ist er ganz sicher nicht.«

»Ich glaube, es geht um das Erbe«, sagte die Mutter mit gedämpfter Stimme. »Er wird weniger erben, wenn Robert und Ida noch weitere gemeinsame Kinder bekommen. Außerdem glaube ich, Johannes will vor seinem jüngeren Bruder heiraten. Und er hat nie viel von meinem Mann gehalten. Aber ich kann auch nicht behaupten, dass ich es gerne sähe, wenn Ida nur mit Robert, Johannes und der Großmutter auf diesem Hof leben würde. Sie ist eine feine Frau und eine gute Freundin, aber sie wird schließlich nicht ewig leben.«

»So darf man nicht reden, das Wichtigste ist doch, dass Ida heiratet«, erwiderte die Hebamme. »Entweder so, oder der Junge muss am Ende noch ins Gefängnis, nur gut, dass er so jung ist.«

»Dann müssen wir uns wohl anstrengen«, sagte die Mutter.